

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 22 (1932)
Heft: 34

Artikel: Die Quelle des Glücks [Fortsetzung]
Autor: Kunter, Erich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646023>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lachen ... Mit seiner stumpfen Nase stößt er in den Uferland, springt plötzlich hoch und schießt davon ins Weite, seinem ungewissen Schicksal entgegen ... Und sie alle — die schwarzen, die goldigen, die gestreiften, die gloh-augigen — im Wasser sahen sie alle wie schmale, graue Streifen aus, — für einen Augenblick schienen sie über etwas nachzugrübeln, als ob sie nicht begriffen, was mit ihnen vorgeht, — dann schossen alle davon, gleich Untersee-schatten, — in der Tiefe verschwindend ... am Ufer blieb der leere Korb

Spät abends, als viele der Häuser schon verdunkelt standen, ging ich einsam, in nächtlicher Stille und im klaren Mondenschein dem Ufer entlang. Vor mir, inmitten der unendlich sich ausdehnenden Wasserfläche, getragen von der geheimnisvollen Untiefe, erfüllt von seinem eigenen besonderen Leben, hielt ein Dampfer, mit hell erleuchteten Fenstern in den Kajüten; er setzte sich in Bewegung, um im unbegrenzten Raum zu verschwinden, sich im dunstigen Nebel verlierend, viele mir nicht bekannte, unverständliche Menschenleben mit sich fortführend

Der Mond ging im Wasser unter, ich wanderte langsam heim, erstieg die Treppe und tastete mich durch den dunklen Gang bis zu meiner Tür.

In dieser Nacht, mitten unter Menschen, die alle in ihren Unterschlupfen verborgen waren, fühlte ich mich recht einsam und verlassen ... Erst waren meinen Blicken die Fische, dann der Dampfer entschwunden, zuletzt der Mond ... Der Gedanke kam mir: gerade so, wie ein dünner, grauer Pfeil wird auch mein Leben schwinden im dunklen Abgrund, — unbewußt wie und wozu, — auch die Leben der anderen Menschen gehen dahin, in die gleiche Ungewißheit, auf ewig — ins Unendliche, ins Freie, ins Unbekannte, ohne daß jemand darüber etwas weiß oder je wissen kann.

Schon am nächsten Tag bekamen Filatow und ich zugleich Postanweisungen, — vor lauter Freude darob wurde nochmals Geburtstag gefeiert: man gedachte des „Hung-rigen“ Fest-Mittags und leerte das Glas auf das Wohl der dem Leben erhaltenen Fische, sowie auf alles, das lebt, das ein lebendiges Herz im Leibe hat und sehende Augen besitzt, in denen sich das Leben spiegeln kann ...

Gegessen wurden: frische Kartoffeln, Spargeln und Ananas, — nichts „Lebendes“ durfte zu diesem Mahl ums Leben gebracht werden!

Die Quelle des Glücks.

Roman von Erich Runter.

Baron Plessen zündete sich nach dem Weggang seines Chefs eine Zigarette an und blieb noch geraume Zeit, in Gedanken verfunken sitzen. Der Entschluß seines besten Freundes erfüllte ihn mit aufrichtiger Sorge. Plessen war ihm in tiefer Dankbarkeit und Ergebenheit zugetan.

Wie so oft, schweiften seine Gedanken in die Anfänge dieser Freundschaft zurück.

Plessen und Stephan waren Schulkameraden und damals schon unzertrennliche Freunde gewesen. Bis sie das Leben später doch trennte. Plessen, an ein sorgenfreies und verantwortungsloses Leben gewöhnt, konnte sich nicht zurechtfinden, als nach dem Krieg die Schicksalsschläge hagel-dicht auf die Familie herniederprasselten. Das Gut seines Vaters mußte veräußert werden. Das Wenige, was nach Bezahlung der Schulden blieb, zerrann in der Inflation. Um diese Zeit hatte der Baron selber Schulden gemacht und sich auf ganz schlimme Wechselgeschichten eingelassen. Er wäre dem Strafgesetz verfallen, wenn sich nicht im letzten Augenblick eine Großmutter seiner erbarmt und seine Schulden bezahlt hätte mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß ihr Entel zu ihren Lebzeiten keinen Pfennig mehr zu er-warten habe.

Walter von Plessen, an Arbeit nicht gewöhnt, ver-bummelte und verkam immer mehr. Ohne Halt sank er von

Stufe zu Stufe. Eines Tages stand er buchstäblich ohne einen Pfennig Geld auf der Straße. Keinen Mantel, kein Obdach besaß er mehr. Und nun lernte er die ganze Scala der unsäglichen Leiden, Entbehrungen und Demütigungen derer kennen, die ganz unter die Räder kommen.

Nach zwei Jahren fürchtbarsten Elends war Plessen am Ende seiner Kraft. Er stand im kalten Winter 1928 auf der Straße und verkaufte Zeitungen. Etwas anderes, irgend eine gut bezahlte Arbeit zu erlangen, war unmög-lich. Er kannte wohl Freunde und Verwandte, an die er sich, jetzt, in tiefster Not und in seinem zerbrochenen Stolz, um Hilfe gewandt hätte, aber er konnte sie, in seiner zerfetzten Bettlerkleidung, ja nicht mal auffuchen.

Er schämte und ekelte sich und war schließlich fest ent-schlossen, das neue Jahr nicht mehr zu erleben. Baron von Plessen — Selbstmordkandidat! Soweit war es mit ihm gekommen. Da — Zufall oder Fügung — traf ihn kurz vor Weihnachten Harry Stephan auf der Straße, erkannte ihn, als Plessen ihm beim Kauf einer Zeitung Geld wech-seln mußte. Tränen in den Augen über das traurige Los des Freundes, führte er ihn in sein Heim, nahm ihn auf und sorgte wahrhaft aufopfernd für ihn. Es gelang ihm auch, dem Freund in seiner Firma den guten Vertreter-posten zu verschaffen, und so kam Plessen nach und nach wieder in geordnete Verhältnisse. Zwar hatte er auch jetzt noch manchen Rückschlag in sein früheres, lieberliches Leben — das Blut seines leichtlebigen Vaters trieb in ihm — aber in folgenschwere Ausschweifungen zu verfallen, davor bewahrten ihn doch von nun an die Schatten der Ver-gangenheit, und seine entsetzlichen Erlebnisse.

In der Erinnerung daran, die ihm alles wieder mit qualvoller Deutlichkeit und fast zum Schmerz gesteigert vor Augen führte, wurde er jedenfalls so erschüttert, daß er bisweilen aufstöhnte und sich selbst zuschwor: Nie, nie wieder in diese Hölle hinunter. Nie wieder in dieses Grauen ver-sinken! Um jeden Preis an der Oberfläche bleiben, um jeden Preis möglichst zu dem kommen, was am meisten vor dem gefürchteten Zustand sicherte: Geld!

Ja, dieser Gedanke hatte sich wie eine fixe Idee in Plessen eingenistet: nur das Geld konnte ihn davor be-wahren, jemals wieder in die Tiefe zurückzufallen. Geld mußte er schaffen und sei es auf die unsaubere Weise, wie so viele Mitkreaturen den Mammon erjagten. —

Der Kellner hielt ihm den Mantel; Plessen ließ ein Trinkgeld in seine Hand gleiten. „Herr Baron!“ sagte der Kellner und öffnete ihm die Tür. Derartige Höflichkeiten waren jetzt Plessen angenehm; früher hatte er sie nie be-achtet.

In wenigen Minuten langte er mit der Straßenbahn vor seinem Hause an. Der unappetitlichen Wirtin gab er den Mietzins und verschwand dann gleich wieder.

Sein Weg führte ihn zu dem Pfandleiher Gersjinsky, zu dem er Geschäftsverbindungen unterhielt, die alt und so peinvoll waren wie sein Leidensweg.

Damals, als er nicht mehr aus und ein wußte, ver-setzte er seine letzten Wertsachen bei ihm. Jetzt löste er sie alle nach und nach wieder ein. Heute wollte er das letzte, aber kostbarste Stüd, das Perlenhalsband seiner Mutter, zurückverlangen.

Der Jude hatte in der schmierigsten Gegend seinen schmierigen Laden, in dem aller mögliche alte Kram wahl-los und ungeordnet aufgespeichert lag. Gersjinsky nannte sein Geschäft nach der Straßennummer „Zur goldenen 17“. Ein alter Schild aus Goldblech zeigte die 17 von einem Lorbeerfranz umrahmt, für dessen Vorhandensein keine rechte Begründung ersichtlich war.

Plessen trat ein. Chaim Gersjinsky stand hinter dem wadeligen Bult, der am Ende des Ladentisches angebracht war und rechnete Zahlen zusammen. Das Aussehen und Wesen des Mannes entsprach ganz der landläufigen Mei-nung über diesen Typus des Juden, der schon die Kari-

katur ist, zu der man ihn gestempelt hat. Klein und gekrümmt, abstoßend häßlich im schmutzigen Kastran, mit unrasiertem Bart, frierend und sich die Hände reibend.

„Ei, der Herr Baron! Nu, sieh da! Was verschafft mir die hohe Ehre?“

„Geben Sie mir den Rest meiner Pfandobjekte, Herr Gersinsky. Dann sind wir quitt und wir haben hoffentlich nie wieder miteinander etwas zu schaffen!“

„O, versündigen Sie sich nicht, Herr Baron. War der alte Chaim Josua Gersinsky nicht Ihr guter, Ihr einziger Freund in der größten Not?“

„Nein, in der größten Not nicht mehr. Solange bei mir noch was zu verpfänden war — schon, aber dann war's aus. Ich konnte auf der Straße Zeitungen verkaufen und mich, wie ich mir's vorgenommen hatte, Weihnachten zu meinen erlauchten Vätern versammeln. Um mich vor diesem unrühmlichen Ende zu bewahren, hätte mir der gute alte Chaim Josua Gersinsky auch keine Brotkrinde gegeben.“

„Nu, nu, sagen Sie das nicht! Aber Geld konnte ich Ihnen doch keins mehr geben. Wollten Sie 'n alten Mann ruinieren?“

„Naß die Phrasen, Jud. Hier sind die hundert Mark; her mit dem Halsband!“

„Wollen sich der Herr Baron in mein Kontor bemühen?“

Der Baron folgte dem Pfandleiher über zwei Stufen in das angrenzende Zimmer, in dem sich Schreibtisch, Kassenschrant und ein alter Tisch samt zwei Stühlen befanden. Es roch nach übler Kaffeekrühe; in der Ofenröhre stand eine Kaffeekanne, deren Inhalt anscheinend immerfort aufgewärmt wurde.

Gersinsky öffnete den Kassenschrant, entnahm ihm nach längerem Suchen das Geschmeide und händigte es dem Baron aus.

„Erweisen mir Herr Baron doch die Ehre, noch ein wenig zu verweilen.“ Er schob dem Kunden einen Stuhl hin, auf den sich Blessen fast widerwillig setzte.

„Was soll's? Wollen Sie mich zum Kaffeeklatsch einladen? Da muß ich Ihnen aber einen Korb geben.“

„Das kann ich mir denken. Ja, ich bin 'n einfacher Mann und kann mit dem, was Herr Baron gewöhnt sind, nicht aufwarten. Aber, was ich sagen wollte, sehen Sie, ich meine es wirklich gut mit Ihnen, Herr Baron; habe immer eine kleine persönliche Schwäche für Sie gehabt wie für wirklich vornehme Leute überhaupt. Und da denke ich mir so manchmal: warum plagt sich dieser feine, vornehme Herr eigentlich so durchs Leben, wo er doch leben könnte herrlich und in Freuden?!“

„Wollen Sie mich adoptieren, Gersinsky? Wenn Sie mir versprechen, bald zu sterben, wäre ich nicht abgeneigt, Papa zu Ihnen zu sagen, ohne jedoch sonstige Verpflichtungen einzugehen.“

„Seien Sie vernünftig, Herr Baron und hören Sie auf den Ratsschlag von 'n altem, väterlich gesinnten Mann. Die einzige Möglichkeit für Sie, ein standesgemäßes Leben zu führen, ist eine reiche Heirat!“

„Da schau her!“ Spottete der Baron, „also unter die Heiratsvermittler sind Sie auch schon gegangen?“

„Spotten Sie nicht; es ist mein Ernst. Und über kurz oder lang werden Sie selber drauf kommen, wie recht der alte Chaim Josua Gersinsky mit seinem Vorschlag gehabt hat. Und warum sollen Sie sich nicht durch eine gute Partie sanieren?“

„Sie haben also schon eine für mich auf Lager. Welche Provision bedingen Sie sich aus?“

Gersinsky winkte ab. „Ich tue es doch in erster Linie, um Ihnen zu helfen. Daß Sie so nobel sind und mich später für meine guten Dienste belohnen, dessen bin ich sicher.“

„Und wer ist der Engel, den Sie mir auserkoren haben?“

In diesem Augenblick ging die Ladentür. Der Jude hielt das Gesicht an die mit Buntpapier verklebte Fensterscheibe, in der sich ein Loch befand, durch das man hindurchspähen konnte.

„Das trifft sich günstig“, rief Gersinsky erfreut. „Da sehen Sie selber; eben kommt der Bruder Ihrer zukünftigen Frau herein. Wir können also ganz zufällig und ohne Zwang die Bekanntschaft herbeiführen. Vorzüglich, ganz vorzüglich!“

„Ich war der Meinung, das Sichfinden soll zwischen mir und einer Frau stattfinden, doch nicht mit einem Mann!“

Der Baron schaute durch das Loch in der Fensterscheibe.

„Donnerwetter!“ rief er überrascht aus, „was hat denn der bei Ihnen zu schaffen? Das ist doch der Sohn des Tuchfabrikanten Schlehauf.“

„Sie kennen ihn bereits?“ fragte der Pfandleiher verwundert.

„Ja, oberflächlich. Ich lernte ihn neulich durch meinen Freund Harry Stephan kennen.“

Der Jude kicherte. „Ach, den Heilquellenstephan? Netter, junger Mann das, mit romantischen Ideen.“

„Bleiben Sie einstweilen hier“, forderte Gersinsky den Baron auf, „ich werde inzwischen mit Herrn Schlehauf verhandeln und Sie dann rufen.“

Damit ließ er Blessen allein. Durch das Guckloch sah der Baron, wie der Pfandleiher den Ankömmling begrüßte und mit Mund und Händen auf ihn einredete. Da stand den Baron der Uebermut. Die ganze Sache war überaus komisch; nun wollte er noch einen Knalleffekt in die Romödie hineinbringen.

Er trat aus seinem Versteck hervor und eilte auf den jungen Schlehauf zu, ihm herzlich die Hand schüttelnd. „Was tun Sie denn hier, Genosse meiner Schmach und meiner Leiden“, rief Blessen lachend und aufgeräumt. „Viel Gutes hat es wohl nicht zu bedeuten, wenn man sich an diesem Ort wiederfindet. Aber auch die Trübsal verbindet die Herzen. Trösten wir uns also gegenseitig!“

„Aber seien Sie doch etwas diskreter!“ mahnte Gersinsky.

„Der Jude mit dem Zartgefühl! Wir zappeln darin wie die Fliege im Spinnweb“, meinte Schlehauf heiter. Er hatte sich, von der guten Laune des Barons angesteckt, schnell in die etwas peinliche Lage gefunden. Der Baron als Leidens- und Bundesgenosse? Das war ihm eben recht. Man stand auf gleicher Stufe nebeneinander; die sozialen und die Standesunterschiede waren ausgeglichen.

„Und denken Sie nur“, fuhr Blessen ungezwungen fort, als erzähle er nicht von sich, sondern von einem andern eine unterhaltsame Anekdote, „was der Menschenfreund mit uns vor hat. Er will mich aus Nächstenliebe verheiraten, damit ich zu einem standesgemäßen Dasein komme. Und wer soll das unglückliche Opfer sein? Ihre eigene Schwester?“

Jetzt lachten die beiden jungen Leute aus vollem Halse.

Gersinsky war mit dieser Wendung der Angelegenheit keineswegs zufrieden. Er hätte das Geschäft förmlicher und feierlicher einleiten mögen. Der Jude wußte wohl, daß diese Geschäfte die sichersten waren, obgleich er keine Schuldscheine, Wechsel oder sonstige schriftliche Abmachungen darüber in der Hand hatte.

„Wollen Sie, Herr Baron, auf den Schreck hin nicht einen Cocktail à la Otto Schlehauf mit mir einnehmen, im Café Westend?“ fragte Schlehauf.

Der Baron war einverstanden.

„Aber bitte, gedulden Sie sich noch wenige Minuten, bis ich mit dem Herrn dort mein Hühnchen gerupft habe.“

„Herr Gersinsky“, hob Schlehauf wieder an, „nächste Woche ist mein großer Wechsel fällig. Ich habe erstens das Geld nicht und möchte zweitens noch etwas von Ihnen dazu.“

(Fortsetzung folgt.)